

Diese Geschichte berührt mich, weil sie zeigt, wie einsam Mut manchmal ist besonders dann, wenn man ihn in einer Welt aufbringen muss, die sich gegen jede Veränderung sträubt. Francesca Loftfield, die junge Amerikanerin, kommt voller Idealismus nach Santa Chionia, ein Bergdorf, das so abgeschieden ist, dass es seine Geheimnisse wie ein zweites Klima trägt. Sie soll einen Kindergarten eröffnen, etwas so Sanftes, so Zukunftsgewandtes und trifft auf eine Gemeinschaft, die in archaischen Mustern verharret, in Loyalitäten, die eher Fesseln sind als Bindungen. Bewegt hat mich der Moment, in dem die Sturzflut menschliche Überreste freilegt. Statt Erschrecken oder Mitgefühl herrscht Schweigen. Ein Schweigen, das schwerer wiegt als jede Drohung. Francesca steht diesem Schweigen gegenüber wie eine einzelne Kerze in einem dunklen Raum. Sie stellt Fragen, die niemand hören will, und genau darin liegt ihre stille Kraft. Sie ist fremd, sie ist Frau, sie ist jung und doch weigert sie sich, sich beugen zu lassen. Die patriarchale Härte des Dorfes, die mafiösen Strukturen, die unausgesprochenen Regeln, das wirkt wie ein Bollwerk gegen Wahrheit. Und dennoch spürt man, dass unter der Oberfläche Frauen leben, die ihre eigene Stärke kennen, auch wenn sie sie selten zeigen dürfen. Francesca wird zu einer von ihnen, nicht durch Lautstärke, sondern durch Beharrlichkeit. Dieser Roman ist für mich ein atmosphärisches, bildgewaltiges Eintauchen in ein Süditalien, das gleichzeitig wunderschön und unerbittlich ist. Eine Geschichte darüber, wie Mut entsteht, wenn man sich weigert, wegzusehen und wie Frauen selbst in den engsten Welten Räume schaffen, in denen Wahrheit wachsen kann.

Juliet Grames, Die Verlorenen von Santa Chionia, Folio Verlag, 28.08.2026, 480 Seiten, Fr. 39.90